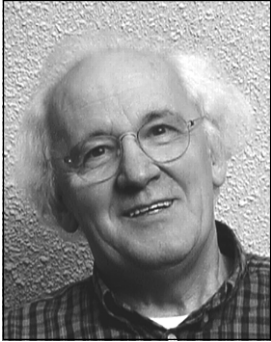


Gerhard Neuweiler

Mein Arbeitsbericht



Geboren am 18. Mai 1935 in Nagold, verheiratet, inzwischen verwitwet, drei Kinder. Mathematisch-naturwissenschaftliches Gymnasium in Calw mit Abitur 1955, Studium der Biologie, Chemie und Physik in Tübingen und München, Promotion 1962. 1963/64 Fellow of the Government of India und des DAAD in Madras, Indien, anschließend bis 1972 Assistent am Zoophysiologischen Institut der Universität Tübingen. Arbeitsthema: *Neuroethologie echoortender Fledermäuse*. 1970 Habilitation im Fach Zoologie an der Universität Tübingen, 1972–1980 Lehrstuhl für Zoologie an der Universität Frankfurt/M., 1981 bis jetzt Lehrstuhl für Zoologie und vergleichende Anatomie an der Ludwig-Maximilians-Universität München, 1988–1993 Mitglied des Wissenschaftsrats, 1990 Karl Ritter von Frisch-Preis der Deutschen Zoologischen Gesellschaft, 1990 Felix Santschi-Preis der Universität Zürich, 1993 Ehrendoktor der Technischen Universität München, Mitglied verschiedener in- und ausländischer Akademien, Mitglied und zum Teil Vorsitzender in zu vielen Gremien verschiedener Bereiche von Wissenschaft und Forschung. – Adresse: Zoologisches Institut, Ludwig-Maximilians-Universität, Luisenstraße 14, 80333 München.

Ankunft: Frau Friedrich begleitete mich mit meinem Kofferchen zur Villa Jaffé, wir stiegen die Treppen ins Obergeschoss hinauf, sie schloss die Tür zum Apartment 3 auf – und ich war überwältigt. Ein helles, praktisches, großes Apartment, das den Neuling auf das freundlichste empfing. Auf dem Tisch stand ein Körbchen mit Obst, der Kühlschrank enthielt alles, was man in den ersten Tagen fürs Überleben braucht, sogar an eingelegte Gurken und Knäckebrötchen war gedacht. Im Bad stand erfrischendes Duschgel bereit und der Computer am Arbeitstisch war schon für mich eingerichtet. Ich

spürte sofort, hier bist du willkommen, hier wird man sich um dich kümmern.

Dieser Eindruck des Willkommens und der persönlichen Fürsorge blieb keine Eröffnungsschau, sondern hielt sich über das ganze Jahr auf allen Ebenen des körperlichen und geistigen Wohlbefindens. Frau Sanders öffnete den Zugang zum reichhaltigen kulturellen Leben Berlins und verschaffte uns Einlass zu den begehrtesten Veranstaltungen, die längst ausverkauft schienen.

Die Bibliothek wollte ich zunächst nicht zu häufig und mit Ausgefallenem belasten, bis ich feststellte, dass die Beschaffung abgelegener Zeitschriften eine nachgerade begehrte Herausforderung für die Bibliothek war. Diesen Ehrgeiz nutzte ich gründlich aus und ließ mir seltene und schwer erreichbare Artikel für meine Arbeit besorgen. Bis auf einen einzigen Fall habe ich alles innerhalb weniger Tage in Händen gehalten. Für meine Arbeit blieben keine Wünsche offen, ich fühlte mich schnell zu Hause.

Der Bildschirm. Ich kam ins Kolleg, um ein Lehrbuch über vergleichende Neuro- und Sinnesphysiologie, über den Dialog zwischen Umwelt und Organismus, zu schreiben. Es war klar, dass ich dieses Buch nur hier oder gar nicht zu Ende bringen werde. Also wählte ich von den beiden Möglichkeiten „kollegialen“ Tageswandels – interdisziplinärer Diskurs oder mönchische Einsamkeit für das angestrebte Ziel – die letztere. Spätestens um sieben Uhr leuchtete der Bildschirm auf, dann wurde exzerpiert und geschrieben, geschrieben und exzerpiert bis zum Mittagessen, Tag für Tag und oft auch an den Wochenenden. Zunächst habe ich dieses ungestörte, kontinuierliche Arbeiten, das mir seit zwei Jahrzehnten abhanden gekommen war, ausgesprochen genossen. Endlich ließen sich Themen unzerstückelt durcharbeiten, ließen sich Gedankengänge entwickeln, mit Hilfe ungestörter Lektüre bestätigen oder wieder verwerfen, es gab Zeit, Abbildungen in Ruhe zu entwerfen und gestalterisch zu optimieren. Kurz, alles was am Lehrbuchschreiben Spaß macht, die Erarbeitung tragender Ideen und deren Umsetzung in die Anschaulichkeit, konnte ich hier ausleben, oft bis in den späten Abend.

Aber im Februar kam die große Schaffenskrise. Wer ein Lehrbuch alleine schreibt, muss sich zwangsläufig auch mit Wissensgebieten beschäftigen, in denen er selbst nicht zu Hause ist. Bei diesen Kapiteln kamen mir heftige Zweifel, ob das, was ich mir vorgenommen hatte, überhaupt Sinn macht, ob es nicht ins Dilettantische absackt und im Kompilatorischen stecken bleibt. Im Rückblick wird klar, dass diese Krise in meiner mönchischen und isolierten Arbeits-

weise ihre Wurzeln hatte. Ich suchte verstärkt das Gespräch mit anderen Kollegiaten. Durch die Dialoge mit ihnen lichtete sich der Himmel wieder und mit dem letzten Schnee schmolzen auch meine Selbstzweifel dahin.

Wenn ich mich heute mit meiner Teetasse aufs rote Sofa in meinem Arbeitszimmer setze, fällt der Blick zufrieden auf einen 15 cm hohen Papierstapel, rechts auf dem runden Tischchen. Das sind genau 705 Manuskriptseiten und 415 Abbildungen. Fairerweise muss ich gestehen, dass ich etwa ein Drittel des Textes schon ins Kolleg mitgebracht habe. Mit innerer Befriedigung und heiterer Gelassenheit schaue ich auf eine der intensivsten und für mich produktivsten und schönsten Schaffensperioden meiner Laufbahn zurück. Ich verdanke sie nur und ausschließlic dem Wissenschaftskolleg, ohne das es dieses Manuskript nicht gäbe und auch in Zukunft nicht gegeben hätte.

Der Mittagstisch. Mönchische Disziplin verhalf mir zu einem Manuskript, der Mittagstisch zu neuen Einsichten und unerwarteten Anregungen. Trotz anfänglicher Skepsis und einer gewissen Ängstlichkeit gegenüber der hochkarätigen Kompetenz anderer Fächer, der ich in unterschiedlichen Kombinationen gegenüber saß, habe ich den Zwang zum gemeinsamen Essen als segensreich und gewinnbringend schätzen gelernt. Schon in der ersten Woche ergaben sich über den Tisch hinweg überraschende Querbeziehungen zwischen meiner Auffassung von biologischer Evolution und wirtschaftswissenschaftlichen Projektionen. Natürlich hatte jeder von uns nach kurzer Zeit einige bevorzugte Gesprächspartner, an deren Tisch er sein Tablett besonders gerne abstellte. Die Gespräche wechselten mühe- und zwanglos zwischen Deutsch und Englisch, Internationalität wurde zur unbewussten Alltäglickeit. Freilich, bei hitzigen Debatten kam die Sprachmüdigkeit und immer mehr englische Begriffe blieben im Gedächtnis unauffindbar, aber man half sich gegenseitig aus. Die kaum stillbare Wissbegierde vieler Geisteswissenschaftler für die Naturwissenschaften und insbesondere die Biologie überraschte mich und ließ einige Vorurteile gegenüber Philosophen oder Soziologen klaglos in der Versenkung verschwinden. Ein solches Tischgespräch führte sogar zu einem spontanen, zweimaligen Seminar zum Thema Identität, an dem sich gerade die Biologen besonders engagiert beteiligten. Ich erlebte das gemeinsame Essen als Informations- und Gedankenbörse auf hohem Niveau; es ist unersetzbar und das Rückgrat des Kollegs. Es ist wichtig, dass auch die Mitarbeiter des Kollegs oft mit am Tisch sitzen. So geht das Zustandekommen eines Projekts zur Überwindung der Sprachlosig-

keit zwischen Natur- und Geisteswissenschaftler auf ein Gespräch mit dem Sekretär des Kollegs und seiner tatkräftigen Initiative zurück.

Der Seminarraum. Erst das Dienstagskolloquium verleiht jedem Kollegiaten sein distinktes wissenschaftliches und persönliches Profil, sowohl im eigenen Vortrag als auch in den Diskussionsbeiträgen. Erstaunlicherweise konnten die Themen noch so ausgefallen oder, zumindest für einen Naturwissenschaftler, sogar abwegig sein, stets waren die Diskussionen lebhaft und fachlich weit gestreut. Fragen einiger Geisteswissenschaftler wuchsen sich oft zu Koreferaten aus, und regelmäßig stand um 13.00 Uhr ein Teil des Auditoriums mit unerledigten Fragen auf, die heftig beim Mittagessen durchgearbeitet wurden, samt den „unmöglichen“ Diskussionsbeiträgen der Glücklichen, die oben zu Wort gekommen waren. Ich bewunderte die Präsenz des Rektors bei nahezu allen Dienstagsvorträgen und sein weises Schweigen in sämtlichen Diskussionen.

Höhepunkte waren die gelegentlichen Abendveranstaltungen, besonders wenn sie künstlerischer Natur waren. Der Abend mit dem Artemisquartett bleibt unvergesslich. Wir könnten mehr davon ertragen, weil die Kunst verklebte und verstockte Hirnwindungen wieder auflockert und frei macht.

Unser Komponist. Es gehört wohl zu den Gepflogenheiten des Kollegs, zu jedem Jahrgang wenigstens einen Künstler einzuladen. Wir hatten das Glück, einen ungemein wissbegierigen und diskussionsfreudigen Komponisten in unseren Reihen zu haben. In den vielen Gesprächen mit diesem außergewöhnlichen Menschen über seine Musik und die Naturwissenschaften habe ich meinen persönlichen Zugang zur zeitgenössischen Musik gefunden, eine neue, aufregende Welt tat sich für mich auf. Ich habe die Auseinandersetzung und den Dialog zwischen Kunst und Wissenschaft aufregender und gewinnbringender erlebt als den zwischen Geistes- und Naturwissenschaften. Oft stellte der Künstler und nicht der Wissenschaftler die interessantesten und bohrendsten Fragen. Für mich war diese äußerst lebendige und fordernde Begegnung mit einem kreativen Musiker das wichtigste und neuartigste Erlebnis des Kollegs.

Ich kann daher das Kolleg nur ermutigen, diese Gepflogenheit nicht nur beizubehalten, sondern auszubauen und nicht nur den berühmten, als vielmehr den eigenständigen, mitunter quer denkenden und originären Künstler ins Kolleg zu holen. Es gilt, Gelegenheiten zu schaffen, in denen sich Kunst und Wissenschaft miteinander auseinandersetzen müssen.

Wehmut. Es ist Mitte Juli, die ersten lieb gewonnenen Kollegiaten verlassen das Kolleg und leise Wehmut, mit Lächeln verwoben, steigt auf. Mit glücklichem Lächeln deshalb, weil ich Kollegiaten und Mitarbeitern des Kollegs zum Abschied die Hand reiche und reichen werde, die zu Freunden geworden sind. So nehme ich aus dem Kolleg nicht nur ein Buchmanuskript, sondern einige neue Freundschaften mit nach Hause. Es war ein Privileg, Mitglied des Wissenschaftskollegs gewesen zu sein, es wird sich nicht wiederholen. Umso glücklicher bin ich, dass ich diese Chance bekommen habe. Noch mit einem Bein im Kolleg, beginnt die Erinnerung zu verklären. Die zehn Monate im Wissenschaftskolleg zu Berlin, der Grunewald und die Gartengespräche in „Reinhardts Landhaus“ werden im Gedächtnis in besonders strahlenden Farben aufleuchten.